

Fritz Vischer

# Ansonsten munter

Einsichten eines Rollstuhlfahrers



ZYTGLOGGE

FRITZ VISCHER

**ANSONSTEN MUNTER**

**EINSICHTEN EINES ROLLSTUHLFAHRERS**

Der Zytglogge Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020 unterstützt.

© 2019 Zytglogge Verlag  
Alle Rechte vorbehalten  
Cover: Melanie Beugger  
Layout/Satz: Zytglogge Verlag  
e-Book: mbassador GmbH, Basel

ePUB: 978-3-7296-2258-6  
Mobi: 978-3-7296-2259-3

[www.zytglogge.ch](http://www.zytglogge.ch)

Fritz Vischer

# **Ansonsten munter**

Einsichten eines Rollstuhlfahrers

Z Y T G L O G G E

*Für Pierrot und die Meinen*

# Inhalt

## **Geleitwort**

### **Teil 1 - Wie schön wir es doch haben**

Die Sprache wertet uns auf  
Das kann doch nicht sein!  
Endlich ist sie vorbei, die Liegezeit  
Zuckungen und Verkrampfungen  
Der Zeitgeist lässt grüssen  
Ergotherapeutinnen und ihre Gesichter  
Im Pausenhof geht die Post ab  
Jeweils am Mittwoch kommt der Chefarzt  
Privilegien, Gefälligkeiten und kleine Freiheiten  
Ende gut, alles gut  
Da gab es noch Pendenzen

### **Teil 2 - Spiele mit der Hoffnung**

Die Hoffnung als Energiequelle  
Glück und Unglück sind relative Begriffe  
Hilfe bedeutet Nehmen und Geben  
Im Hier und Jetzt ist es auch schön  
Sport, das mir ferne Wundermittel  
Die Selbsterfahrungsgruppe  
Der Service-Club lädt ein  
Aufgeklärte und religiöse Denkweisen  
Von der Reha-Schule in die Lehre  
Die Hoffnung wird zur Mission

Wer hofft, spekuliert

### **Teil 3 - Wir und die andern**

Die Taktlosigkeiten von Hanna und Salome  
Rückkehr in die Bank  
Moderne Alternde sorgen vor  
Hans und seine Käfer  
Separation, Integration und Inklusion  
Diversität wird modisch  
«Sie sind so tapfer»  
Arbeitsreisen nach Bern  
Adieu, ihr harten Burschen  
Pierrot und ich verselbständigen sich  
Gibt es doppelte Aussenseiter?

### **Teil 4 - Wie schwer wir es doch haben**

Unter der Gürtellinie wird's mühselig  
Hans geht es schlecht  
Wer nicht flucht, ist krank  
Unsere unzulänglichen Hilfsmittel  
Wir sind halbwegs hinlänglich  
Benefizgala «pour une bonne cause»  
Auf Reisen  
Das Leben bleibt lebenswert

### **Paraplegie - eine Auswahl von Daten**

### **Endnoten**

### **Danksagungen**

## Geleitwort

Fritz Vischer hat ein besonderes Buch geschrieben: ein erstaunliches Kaleidoskop von Geschichten und Gedanken, Berichten und Porträts. Er erzählt von Aufbegehren und Anpassung, von Techniken der Bewältigung und Neuorientierung, von der Behinderung als Chance und der Hoffnung als Energiequelle. Er berichtet vom oft kräftezehrenden Versuch, als Rollstuhlfahrer ein möglichst normales Leben zu führen, schildert die Balanceakte im zwischenmenschlichen Alltag, den Umgang mit den Reaktionen und Emotionen der anderen, und er reflektiert über Denk- und Verhaltensmuster, über den sich wandelnden Umgang der Gesellschaft mit Behinderung.

Fritz Vischer schreibt anschaulich und lakonisch zugleich, nachdenklich und lustig, eindringlich und (selbst-)ironisch, scharfsinnig und scharfsichtig. Da ist einer, der genau hinschaut und hinhört. Und er schafft es, uns ebenfalls dazu zu bringen - zum genauen Hinschauen und Hinhören, zum Nachdenken und immer wieder auch Umdenken.

«Wir müssen gemeinsam kreativ sein, um uns entfalten zu können», schreibt er - und mit gemeinsam meint er uns alle, ob wir zu Fuss gehen oder im Rollstuhl sitzen oder mit dem Velo fahren. Sein Buch ist ein differenzierter Beitrag zur Entdeckung und Entwicklung dieser gemeinsamen Kreativität.

Die Kreativität von Fritz Vischer erleben wir an der Schweizer Paraplegiker-Forschung immer aufs Neue: Seit fast vier Jahren unterhält er einen gern gelesenen Blog in

unserer Online-Community für Menschen mit Querschnittlähmung.

Zum Schluss möchte ich noch einen Satz aus dem Buch zitieren, der mich sehr berührt und gerührt hat: «Nottwil ist wie Mekka. Es ist Zufluchtsort, Heim- und Heilstätte zugleich.» Danke, lieber Fritz Vischer, im Namen aller Kolleginnen und Kollegen, für diese Worte, die uns nicht nur Lob, sondern auch Ansporn sind. Und danke für dieses ganze Buch, das uns Einblicke eröffnet und Einsichten ermöglicht.

*Mirjam Brach*

*Geschäftsführerin*

*Schweizer Paraplegiker-Forschung*

Teil 1

Wie schön wir es doch haben

Am 20. August 2013 treffe ich mich wieder mal mit Pierrot. Wir stehen im Jahre 36 unseres Lebens im Rollstuhl. Das feiern wir nicht. Dafür bejubeln wir immer wieder unsere Verbundenheit.

1977, in der Erstrehabilitation, lag Pierrot im Bett rechts neben mir im *Schweizerischen Paraplegikerzentrum*, das damals noch in Basel war. Wir hatten zwölf Wochen in Rückenlage abzuliegen. Unsere Köpfe und verletzten Halswirbelsäulen waren eingeschient. So sollten die Wirbel und im besten Falle auch das - bei mir gequetschte, bei Pierrot durchbohrte - Rückenmark wieder zusammenwachsen. Operationen galten damals als zu riskant. Besucher mussten sich über uns beugen, um uns ins Gesicht zu sehen. Setzten sie sich neben dem Bett auf einen Stuhl, ermöglichte ein auf einen Ständer geschraubter schwenkbarer Spiegel den Blickkontakt. Zuvor mussten sie ihn allerdings richten, denn gewöhnlich war er so gestellt, dass ich zu Pierrot rübersah. Einfallswinkel gleich Ausfallswinkel - das weiss ich seither. Sonst verstehe ich nichts von Physik.

Wir befanden uns zu sechst in einem Viererzimmer, ich zum Glück am Fenster. Der Blick ins Freie, in den zumeist grauen Himmel, zerstreute mich etwas und liess mich in diesem überfüllten Raum in die Weite schweifen. Nach der schier endlosen Liegezeit durften wir zusammen in eines der beiden Zweierzimmer im ersten Stock des Hauses. Ursprünglich waren es Einerzimmer. Trotzdem war das ein grosses Privileg. Glück im Unglück.

Pierrot hatte die Zeit unmittelbar nach der Rückenmarkverletzung in Lausanne in einem sogenannten

Sandwich-Bett verbracht. Erst als ich den Fensterplatz schon belegt hatte, stiess er zu uns. In seinem Gepäck hatte er Kassetten mit Musik der *Rolling Stones* und von schwarzen Blues-Interpreten. Ich hatte ein altes, schon lange nicht mehr benütztes Abspielgerät. Die andern vier im Zimmer waren nicht erfreut. Wir vereinbarten mit ihnen, dass sie uns jeden Tag eine Stunde Stones und Blues gewähren. Dafür erzählte Pierrot in der übrigen Zeit unablässig unanständige Witze. Die stellten alle zufrieden.

Auch am wohligen Augustabend in Bern, fast vier Jahrzehnte später, durfte ich mit zwei, drei neuen Abstechern unter die Gürtellinie rechnen. Er wiederholte sich nie. Ich lud ihn in den neu renovierten, eleganten *Schweizerhof* ein. Dort kannte ich Helga, die Zuständige für Marketing, eine ehrgeizige Frau, aber liebenswürdig und voller Energie. 1989 schlich sie sich kurz vor dem Mauerfall aus der DDR in den Westen und danach in die Schweiz.

Helga lässt sich nicht lumpen und spendiert eine grosse Sushi-Platte und dazu eine Flasche Champagner. Pierrot schwelgt, beginnt als ehemaliger Hotelfachschüler zu fachsimpeln und schmeichelt Helga. Im leutselig werdenden Gespräch fällt unverhofft der Begriff <Ossi>. Es ist eine verächtliche Bezeichnung, auch wenn das nicht immer so gemeint ist. Bei Helga kommt sie nicht gut an.

### **Die Sprache wertet uns auf**

Mit uns in unseren Rollstühlen meint's die Sprache wesentlich besser, werfen wir mit etwas spöttischem Unterton ein. Wir haben's schöner als die Osis. Vor 100 Jahren und mehr galten wir noch als *Krüppel* oder *Invalide*. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg sahen sich arme Teufel mit gekrümmten Wirbelsäulen im westdeutschen Reisepass unter *Besondere Merkmale* als *verwachsen* bezeichnet.

Kriegsverletzten und Menschen, die wie wir im Rollstuhl waren, erging es besser: Sie stiegen zu *Beschädigten* auf. Schliesslich setzte sich der etwas wohler klingende Begriff *Behinderte* durch, und heute sehen wir uns zu *Menschen mit Behinderung* befördert. Andere Bezeichnungen gelten als falsch und unzulässig. Die Rehabilitation erfolgt nicht mehr in muffigen Anstalten, wo man uns *Insassen* irgendwo in Aussenbezirken versorgt. Heute sind wir in Spezialkliniken oder in *Zentren* untergebracht, wo wir als Rehabilitationspatienten unser Potenzial auszuschöpfen lernen. Herzlich, aber bestimmt sind wir eingeladen, uns möglichst bald wieder im Arbeitsmarkt einzugliedern und am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen.

Das sind Verbesserungen. Die Sprache begleitet sie. In der Dynamik der Sprachregelung sind wir auf dem aufsteigenden Pfad, die Ossi wieder auf dem absteigenden, stellen wir verduzt fest. Der Wandel vom bedauernswerten und eingesperrten Verwandten im Osten, der Unterstützung verdient, zum schmarotzenden, mehr oder weniger verwunschenen Ossi ist dagegen eine Verschlechterung. Das schlägt sich sprachlich nieder.

Wir erleben immer wieder, wie offizielle Sprachregelungen darauf abzielen, von trüben Gedanken abzulenken und Sachverhalte zu verniedlichen. So ist die *Atomkraft* zur unverdächtigen *Kernenergie* geworden, der *Arbeitslose* ist nur noch *beschäftigungslos* und mutiert wohl bald zum *Menschen mit hohem Freizeitanteil*. Der *Pflegefall* ist heute ein *Mensch mit hohem Assistenzbedarf*, der *Mensch mit Behinderung* hat *Beeinträchtigungen*, allenfalls ist er in seiner *Mobilität eingeschränkt*. Noch beschönigender und schonungsvoller wird es, wenn von deinem *Handicap* die Rede ist. Der Begriff kommt aus dem Golfsport: Vom Besten bis zum Schlechtesten hat dort jeder Spieler ein Handicap und ist stolz darauf.

Vor lauter Vernebelung vergessen die Sprachregler, dass neue Begriffe mitunter auch die Bedeutung von Aussagen verändern. Der Begriff *Handicap* führt ins Absurde, die Bezeichnung *Menschen mit Behinderung* ungewollt zu grundsätzlichen Lebensfragen. Dazu ein hoffentlich trübes Beispiel: Es würde uns kaum einfallen, eine junge Frau mit dem typischen Rundbäuchlein als *Menschen mit Schwangerschaft* zu bezeichnen. Sie ist schwanger, und das Austragen eines Menschenkindes betrachten wir nicht als zu vernachlässigenden Begleitumstand, sondern als Aufgabe. Die Schwangere verkörpert diese Aufgabe, sie gehört zu ihr.

Neu sind wir, Pierrot und alle unsere Leidensgenossen, offiziell *Menschen mit Querschnittlähmung* und nicht mehr *Querschnittgelähmte* bzw. *Paraplegiker* oder *Tetraplegiker*. Wir sind also Menschen, die mit der Querschnittlähmung einen ständigen Begleiter haben. Noch vor Kurzem war aber die Regel, dass wir *querschnittgelähmt* sind, das Krankheitsbild also Teil von uns ist.

Dahinter stehen unterschiedliche, eigentlich konträre Lebenseinstellungen. *Querschnittgelähmt sein* heisst, sich der erworbenen Querschnittlähmung hinzugeben und sie in den Mittelpunkt des Lebens zu stellen. Eine *Querschnittlähmung haben* bedeutet dagegen, sie möglichst beiseite zu schieben, um am gesellschaftlichen Leben ohne Einschränkungen teilzuhaben. Beide Haltungen sind verbreitet, beide sind auf ihre Art gut und zu respektieren. Noch besser ist aber Haben und Sein, denn weder können wir die Querschnittlähmung unter den Tisch kehren noch sollten wir sie als Lebensmission verinnerlichen.

Im Alltagsleben weichen auch wir, die Betroffenen mit Querschnittlähmung, lebensphilosophischen Fragen ganz

gerne aus. Schliesslich geht es uns auch ohne tiefgründige Auseinandersetzung mehrheitlich gut. Beschönigende und verharmlosende Ausdrucksweisen untermalen das. Sogar wir pflegen sie, nehmen sie gerne entgegen und hoffen, es seien nicht nur Hülsen. Gleichwohl können wir gut damit leben, dass es in unserer Umgangssprache munter, aber aufrichtig weiterhin quillt und spriesst. Wir gefallen uns unverändert als <Paras> und <Tetras>, zuweilen auch als <Querschnittler> oder <QS'ler>, den Kürzeln für *Querschnittgelähmter*. In Bern sind wir <Chribble> – eine liebevolle Abwandlung des in böser Absicht verwendeten Begriffs *Chrüpu*. Wir sitzen im <Rolli>, nicht im <Fahrstuhl>, Zürcher sagen im <Charre>.

Von «Schäuble in seinem Wägelchen» sprach Altbundeskanzler Helmut Kohl und meinte seinen ehemals treuen politischen Weggefährten und langjährigen Minister, der heute als hochgeachtete Persönlichkeit Präsident des *Deutschen Bundestages* ist. Sein Rückenmark ist auf der Höhe des sechsten Brustwirbels durchtrennt, mit allen Folgen, die das nach sich zieht. Kohl kam mit seiner verharmlosenden Wortwahl Evelyne, einer französischen Bekannten von mir, sehr nahe. Sie redet beharrlich von meinem <chariot>. Das erinnert so wunderbar an herrliche *chariot de desserts* im *Café de la Paix* in Paris. Weniger poetisch, aber immer noch lieblich ist die Bezeichnung <Käreli>, an die sich mein Vater hielt.

Im Wirrwarr von politisch korrekten Bezeichnungen und umgangssprachlichen Wendungen hat sich noch eine weitere halbamtliche Formulierung eingebürgert. Wir sind *Rollstuhlfahrer*. *Rollstuhlfahrer* ist ein Sammelbegriff, der uns zur gesellschaftlichen Anspruchsgruppe erhebt. Kinder fahren Trottinett, später haben sie Rollschuhe, schliesslich befördern sie sich zu Velofahrern. Andere fahren E-Bike, ein Motorrad und wer protzen will einen Ferrari. Im

Grunde könnten auch alle Rollstuhl fahren. Es steht nirgends geschrieben, dass nur Gehbehinderte und Gelähmte solche Fahrzeuge benutzen dürfen. Es herrscht Wahlfreiheit. Jeder fährt das, was ihm behagt, jeder ist ein Fahrer. Seine Rechte sind ernst zu nehmen. Sie sind deshalb in der Verfassung und der Gesetzgebung verankert. Wir können unsere Fahrerrollen auch beliebig tauschen. Morgens fahren wir mit dem Velo zur Arbeit, abends im Wohnmobil in den Urlaub. Alle wandeln wir uns gelegentlich zu Tramfahrern. Rollstuhlfahrer können allerdings nur dann bequem einsteigen, wenn der Zugang gewährleistet ist. Das Gesetz sieht vor, dass das so sein sollte. Randsteine gehören entsprechend erhöht. An machen Stationen ist das inzwischen umgesetzt, das Trottoir angehoben. Die hinaufgesetzten Passagen sind wenige Meter lang. Alle, die irgendwie mit Rädern unterwegs sind, rollen dank ihnen mühelos in die Strassenbahn. Unter ihnen auch müde gewordene Velofahrer, die sich ins Tram retten.

Nun kommt es freilich vor, dass noch nicht ermüdete, aber etwas verträumte Velofahrer diese Randsteine mit ihren Pedalen streifen, bald stellt sich das Vorderrad quer, und sie stürzen. Sie erwachen unangenehm aus ihrem Träumchen. Das mögen sie, die Guten, gar nicht und mahnen durchaus hörbar an, dass da neue Gefahrenquellen entstanden sind. Die erhöhten Randsteine sind ihnen im wörtlichen Sinne ein Stein des Anstosses. Sie sehen ihre Interessen gefährdet und zweifeln an, ob es rechtens ist, kleine Teile ihrer Wegstrecke am Rande einfach zu erhöhen. Schliesslich ist niemandem gedient, wenn sie verunfallen und dabei riskieren, in der Folge als Rollstuhlfahrer durch die Stadt radeln zu müssen. Die Interessen der vielen Zweiradfahrer prallen hier auf die Anliegen der weniger Zahlreichen, die sich auf vier Rädern fortbewegen. Die Mehrheit der Guten wird sich gegen die

Minderheit durchsetzen. Es ist absehbar, dass nie alle Stationen ebenerdig zugänglich sind. Wir, die freundlichen und duldsamen Rollstuhlfahrer, werden auch das tapfer und verniedlichend überstehen.

An besondere Wendungen und Kürzel halten sich die Mitarbeitenden an Flughäfen: Ich bin bereits als Rollstuhlfahrer angemeldet, checke ein, der freundliche Herr am Schalter ruft den Assistenzdienst an und meldet mit leiser Stimme: «Du, ich hab' da noch einen Charly.» Ich höre es dennoch und entgegne: «Charly heisst unser Kater, der kommt aber nicht mit.» Der Mann errötet kurz, erklärt mir dann aber schelmisch lächelnd, Charly beziehe sich auf das C am Schluss meines Codes, der mich als Rollstuhlfahrer klar ausweist: *WCHC*. So lautet das Kürzel für *Wheelchair Carry*. Dahinter steht ein *passenger who is unable to walk*. Passagiere, die Mühe beim Gehen zeigen, verdienen sich je nach Schwere ihrer Gehbehinderung die Codes *WCHR*, *Wheelchair Ramp*, oder *WCHS*, *Wheelchair Steps*. Die weiteren Codes, die eindeutige Auffälligkeiten abdecken, sind *BLND*, *DEAF*, *DUMB*, *DEAF/DUMB* und *STCR*. Schliesslich gibt es noch *DPNA*. Das bedeutet, wie leicht zu erraten ist, *Disabled Passenger with intellectual or developmental disability needing assistance*, also Lernschwache und kognitiv Beeinträchtigte. Wer keines dieser Kriterien erfüllt, ist *MAAS*: Meet and Assist. Mal sehen, was diesem Menschen fehlt, verkündet dieser Code. So schnörkellos drücken sich hochprofessionelle Helfer aus. Im Grunde ist das angenehm, wenn auch ungewohnt. Dank ihnen stehen Flugzeuge allen offen, ihre Hilfe ist meistens tadellos. Alle andern lenken gerne ab, verklären, verhüllen und verniedlichen.

«Gehst du mit dem Rasenmäher?», fragt mich meine Frau. «Nein, mit dem Ferrari», antworte ich und spanne den *Swiss-Trac*, ein leistungsfähiges 65 Kilo schweres

Traktionsgerät, vor meinen Rollstuhl. Mit ihm mutiere ich zum Ferrari-Fahrer: Er zieht mich mit 9 km/h, ich steuere ihn zur Tramstation, hänge ihn dort wieder ab, und lasse ihn bei den Rädern meiner lieben Kollegen stehen, um Tramfahrer zu werden.

Ich gehe wie meistens in die Stadt Der Einstieg in *Therwil Zentrum* ist nicht ebenerdig, noch nicht. Eine Stufe, vielleicht knapp zehn Zentimeter, ist zu überwinden. Alleine kriege ich das nicht hin. Das ist ja die Krux. Deshalb bitte ich wie immer jemanden um Hilfe und bekomme sie auch. Frauen bieten sie vielfach von sich aus an. Meistens wissen sie auch genau, was zu tun ist: Rollstuhl samt mir, dem <Zögling>, nach hinten kippen, die Vorderräder aufsetzen und ruck - ich bin drin. Manche steigen zuerst ein und ziehen mich über die Hinterräder hoch. Das ist allerdings anstrengender, bemerke ich jeweils. So oder so, immer bedanke ich mich überschwänglich für den lebenswürdigen Dienst. Dann heisst es, «Ist ja wie mit dem Kinderwagen» oder «Wissen Sie, ich arbeite in der Pflege» oder «Mein Vater ist auch im Rollstuhl». Oft folgt noch ein Schwätzchen. Ich finde das rundum sympathisch.

In der Stadt ist die Tramstation *Theater* mein wichtigster Drehpunkt. Dorthin radelte ich vor einiger Zeit zu später Stunde, ich war auf dem Weg nach Hause. Da stiess ich auf meinen ehemaligen obersten Chef, einen vornehmen, aber zart gebauten Herrn. Ich begrüßte ihn und seine Frau. Sie seien im Theater gewesen, erzählten sie. Er sagte gleich, er sei es, der mich ins Tram hebe, und er bringe mich auch nach Hause. Ich verwies auf jüngere Männer, die ebenfalls auf das Tram warteten. Es war mir etwas mulmig, denn ich errechnete mir, dass der ehemalige <Sitzdirektor> inzwischen das zarte Alter von 90 Jahren erreicht haben musste. Er beharrte aber darauf, mir zu helfen. Das sei Ausdruck gelebter Betriebsverbundenheit, und er habe

schon immer grosse Stücke auf mich gehalten. Schliesslich fuhren er und seine Frau tatsächlich zwei Stationen weiter als nötig, um mich aus dem Tram zu geleiten. Sie begleiteten mich noch bis zum Standort meines *Swiss-Trac* und gingen erst zurück, als sie sich vergewissert hatten, dass ich unversehrt nach Hause gelangen würde. Solche, beinahe bemutternde Fürsorglichkeit zeigen sonst nur Frauen.

Gemäss korrekter Sprach- und Verhaltensregelung hätte mir der charmante und aufmerksame Herr Direktor nicht Hilfe, sondern *Assistenz* gewähren sollen, und auch das nur, wenn ich danach frage. Hilfe gilt als zu unterwürfig. Aus haftrechtlichen Gründen hätte er in Deutschland überdies einen entsprechenden Fachausweis vorweisen müssen, der seine Qualifikation als professioneller Assistenzerbringer bestätigt. Zum Glück spielt sich auch hier alles ab wie eh und je. Zwei kraftvolle Handgriffe, und auch der Vischer in seinem Wägelchen fährt in der Strassenbahn mit.

Mit seinem, ihm eigenen sarkastischen Humor verniedlicht auch Pierrot. Ein geteilter Spazierweg umgibt das Berner Wohn- und Schulheim, in das er, der Not gehorchend, 1978 zog. Diesen Weg bezeichnet er seit jeher als «Nürburgring», auf dem «ich mit 2 km/h meine Entspannungsrunden drehe».

Ich selbst entspanne mich mit meiner lieben Frau gerne in Ferienhotels. Dort fragte einmal eine verunsicherte Rezeptionistin ihren Chef, wie sie denn vorgehen solle, «der Gast ist rollstuhlgängig». Eine gut gemeinte, sprachlich korrekte Wortschöpfung. Gängig ist sie trotzdem nicht, das Hotel aber schon. Wir sind immer wieder dort.

**Das kann doch nicht sein!**

Unsere lieben Mitmenschen bestimmen unser Wohlergehen, nicht die schöne Rhetorik. Pierrot erkannte das 1977 schnell und mit fast tierischem Gespür. Kaum war er im *Schweizerischen Paraplegikerzentrum* in Basel angekommen, begann er mit Lisa, der blonden finnischen Krankenschwester, zu schäkern. Er nahm kein Blatt vor den Mund. Witze und derbe, aber immer treffende Sprüche waren sein Markenzeichen. Dafür war Lisa zu haben. Sie lachte gerne laut und beherzt.

Der Spiegel über meinem Bett war wie meistens so gerichtet, dass ich auf Pierrots Bett sah. Lisa hatte Morgendienst, und ich konnte verfolgen, wie sie Pierrot wusch. Dazu scherzten sie, und auch sein Geschlecht regte sich stark. Diese Szene wiederholte sich, allerdings nur, wenn Lisa Dienst hatte. So schien es mir zumindest: «Alle Glieder gelenkig bis auf eins.» Aber Achtung, das kann doch nicht sein, wir sind hier nicht in einem Goethe-Seminar, sondern in einer Rehaklinik. Die Verbindung vom Gehirn zum Körper ist gekappt, hatten sie uns gelehrt. Bei Pierrot erst recht, denn eine Pistolenkugel hatte sein Rückenmark auf der Höhe des fünften Halswirbels durchdrungen und durchtrennt - einen Querschnitt verursacht, wie es die deutsche Bezeichnung des Krankheitsbildes bildhaft umschreibt. Bei ihm bestand wenig Hoffnung, dass sich das Nervengewebe erholt. Seine Schädigungen waren, wie es im Jargon heisst, <komplett>. Er konnte deshalb keine Bewegungen mehr auslösen und spürte unterhalb der Brustwarzen nichts mehr. Was sonst noch beeinträchtigt war oder vielleicht auch nicht, blieb aber vorerst unklar, so unklar wie die merkwürdig anmutende Geschichte seines Waffenunfalls.

Jedem, der danach fragte, erklärte er mit ruhiger Stimme, seit jeher habe er sich für Waffen interessiert, schliesslich sei er auch Militärangehöriger. Am Tag nach dem

Semesterabschluss habe er seine Pistole gemustert und von vorne prüfend in den Lauf geblickt. Unvermittelt, und von ihm sicher nicht verursacht, habe sich dann aus unerklärlichen Gründen eine Patrone gelöst. Direkt in seinen Mund sei sie gedrungen und habe den fünften Halswirbel getroffen.

Am frühen Morgen geschah das offenbar. Im Studentenhaus der Hotelfachschule Lausanne waren nur noch wenige anwesend. Die meisten waren bereits in die Semesterferien gereist. Erst gegen Abend hörte jemand seine Rufe. Zum Glück. Er lag in einer Blutlache am Boden seines Zimmers. Am allerschlimmsten sei das Durstgefühl gewesen, berichtete er. Mit Blaulicht kam er schliesslich ins Universitätsspital. Zu trinken gab's nichts für die verletzte Kehle. Dafür einen Schnitt in die Luftröhre, eine *Tracheotomie*. Seine Atmung sei gefährdet, erklärten sie ihm. Allmählich labte ihn eine Infusion. Das alles bekam ich wesentlich öfter zu hören, als mir lieb war. Über den Unfallhergang sprachen wir untereinander nie.

Bei mir fragte der zuständige Stationsarzt, Dr. Rippel: «Sie spüren das doch, Herr Vischer?», und piekste mir mit einem spitzen Stäbchen in die linke Schulter, «Aua!», in den Ellbogen, «Aua!», in den Bauchnabel, «Gut erträglich!», und schliesslich in den linken Oberschenkel, «Etwas dumpf!» In intimeren Bereichen ging's wieder in Richtung «Aua». Ich nahm also alle Stiche wahr. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, Berührungen und erst recht Stiche nicht spüren zu können. Damit verdiente ich mir den Stempel <inkomplett>. Ich nahm's hoffnungsvoll zur Kenntnis.

Rippels Stellvertreter, der sich in Psychotherapie weiterbildete, fragte uns danach vermeintlich feinfühlig und mit sanfter Stimme, wie das alles bei uns ankomme. Er

wisse, es sei hart, aber beschönigen wolle er nichts. Vornehmes Schweigen war unsere Antwort. Wir wurden nie warm mit ihm.

Pierrots genitale Regungen trugen zur allgemeinen Heiterkeit bei. Wir beschlossen, das Thema auf den Tisch zu bringen und Dr. Rippel bei nächster Gelegenheit zu nageln. Er war gewöhnlich recht einsilbig, liess kaum was verlauten, solange keine Komplikationen auftraten. Wir waren im Grunde voller Fragen. Einige besprachen wir mit den Physiotherapeutinnen. Sie waren gesprächsbereiter, weil sie nicht weghuschen konnten. Sie hatten unsere Gelenke beweglich zu halten. Wie denn das sei, unter der Gürtellinie, wollten wir aber von Rippel wissen und meldeten dies auch an. Zum ersten Mal antwortete er ausschweifend, holte lange aus. Unsere Frage sei nicht unberechtigt, aber vielleicht etwas früh, das Rückenmark sei jetzt in der Erholungsphase, bei mir sei das ja augenfällig. Er freue sich sehr, dass ich mein rechtes Bein wieder etwas bewegen könne und sich zudem am ganzen Körper das Spürvermögen, also die Sensibilität, zurückbilde. Bei Pierrot sei das leider weniger ausgeprägt, warten lohne sich aber, jede Prognose sei zu diesem Zeitpunkt unverantwortlich. Das gelte auch für den Bereich geschlechtlicher Aktivitäten. Im Moment sei das sicher etwas schwierig, aber alles werde sich über kurz oder lang wieder einpendeln. Deswegen seien wir ja hier und müssten diese etwas unangenehm lange Liegezeit über uns ergehen lassen.

Die schönen Worte hörten wir wohl, Glauben vermochten wir ihnen nicht zu schenken. Im Gegensatz zu seinem Stellvertreter, der uns mit seinen vermeintlich besonders einfühlsamen Fragen anödete, neigte er zu Ausflüchten: Entweder gab er sich wortkarg oder er schwadronierte. Das durchschauten wir. Wir standen vorerst im ungewissen